

Zwischenpausen; Johanna blieb regungslos, um das Einschlafen des Kindes nicht zu stören. Nach einer Weile raufte ein weiches Gewand; ihre Stiefmutter war in das anstehende Antikabzimmer getreten. Gleich darauf trat auch der Vater ein.

„Ich möchte ein Wort mit dir sprechen, Helene,“ sagte er, indem er mitten im Zimmer stehen blieb.

„Ich höre!“ gab sie zur Antwort, ohne sich umzusehen, und fuhr fort, Schmutz und Schleifen abzulegen.

Er fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Johanna schlug das Herz; sie wußte, wie ihn Helene durch solche Gleichgültigkeit reizte.

„Du hast mich in eine seltsame Lage gebracht,“ begann er nach einer Pause in leisem, dumpf großem Tone, „Während ich dir für die Geburtstagsfeier zu danken hätte, sehe ich mich genötigt, dir mit aller Entschiedenheit zu wiederholen, daß so luxuriöse Feste nicht mehr stattfinden dürfen. Wir stehen zu tief in Schulden . . .“

„Lieber Roderich,“ fiel sie ihm in's Wort, „ein Gastspiel und Alles ist geordnet.“

„Nun, Helene, mit Zukunftsleistungen darf ich nicht rechnen,“ gab er zur Antwort. „Du weißt, ich habe diesen Sommer kein Gastspiel annehmen können, und fühle mich noch immer nicht wohl. Vor Allem finde ich's ungebührlich, sich ohne Noth Sorgen aufzubürden.“

„Und ich finde es ungebührlich, Kleinlich, deprimentend immer zu rechnen!“ rief Helene. „Ohne freie Bewegung muß der Künstler verkommen.“

„Die eben will ich uns zu erhalten suchen,“ sagte Roderich ernst. „Auf dein und Commerzienrath Schmidt's unablässiges Drängen habe ich, wie du weißt, vergangenes Jahr unser ganzes Vermögen im Börsenspiel gewagt und verloren. So haben wir denn unsere Existenz von Neuem aufzubauen und müssen uns darnach einschränken. Also, liebe Helene, keine glänzenden Gesellschaften mehr.“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln.

„Lieber Roderich, die heutige Gesellschaft ist meine Sache,“ sagte sie; „ist mein Geburtstagsgeschenk für dich.“

„Kind, du kannst nicht rechnen,“ fiel er ein; „deine Gage genügt kaum für deine Garderobe.“

„Schlimm genug!“ rief Helene. „Hättest du nicht schon längst deinen Einfluß anwenden können, um eine glänzendere Stellung zu erzwingen? Statt dessen nimmst du Partei gegen mich für diese Kronberg.“

„Das thue ich nicht,“ antwortete er; „ich habe gestern dem Direktor geschrieben, ich würde mein hiesiges Engagement nur unter der Bedingung erneuern, daß du keine deiner Rollen an die Kronberg verliert.“

Helene flog an seinen Hals.

„Das hast du gethan, du Einziger!“ rief sie frohlockend. „Du weißt nicht, was du mir damit giebst. . . sie wollten mich glauben machen, du interessierst dich für die Kronberg.“

„Helene!“ sagte er wortwüthend, „seit ich dich kenne, gibt es für mich nur ein Weib auf Erden.“

Das Wort that Johanna weh; sie wollte sich losmachen, fortgehen, aber schlaftrunken freckte Lisbeth den Arm über sie aus und hielt sie fest.

Helene hatte Roderich's Arm genommen und ging mit ihm auf und nieder. Sie hatte das Spitzkleid abgelegt und sah in dem enaenliegenden blauen Unterkleide mit den nackten Schultern und Armen wunderbar schön aus.

„Warum bist du immer so unzufrieden mit mir, du böser Mann?“ sagte sie und blickte mit siegesgewissem Lächeln zu ihm auf. „Ich lebe ja nur für dich, richte mich ganz nach deinen Wünschen. Wie habe ich mich eingeschränkt; sogar die Kammerjungfer habe ich entlassen und begnüge mich mit Johanna's Handreichungen.“

„Sie scheint freilich zu nichts Anderem zu taugen,“ erwiderte er. „Wie jämmerlich hat sie die kleine Rolle abgearbeitet; . . . du hättest sie ihr nicht lassen sollen.“

„Was konnte ich thun?“ fragte Helene. „Sie bestand darauf, den Versuch zu machen, und ich als Stiefmutter . . .“

„Arme Johanna!“ fiel Roderich ein, „talentlos wie ihre Mutter und häßlich wie ich!“

„O, Roderich du! Der herrlichste Gemont, der bezauerndste Leichter!“

„Und doch ein häßliches Menschenbild!“ sagte er mit dem ihm eigenen humoristischen Aufschlachten, das auch ein häßliches Gesicht schön gemacht hätte. „Was Ihr an mir bewundert, kommt nur von Innen heraus — es scheint da eine Flamme zu sein, die allerhand interessante Streiflichter spielen läßt. Der arme Johanna ist sie verstaubt, und dann — du siehst es ja, die Grazien sind ausgeblieben, das größte Unglück für eine Frau. Wie hast du dagegen diese beste aller Gaben auf dein Töchterchen übertragen!“

Er küßte ihr die Hand. Johanna hielt es nicht länger aus; mit einer hastigen Bewegung löste sie sich aus den Armen der schlafenden Schwester, küßte sie leise auf die Stirn und hüchelte zur Thür hinaus, den Corridor entlang, an dessen Ende ihr Kämmerchen lag.

Lastend fand sie den Stuhl am Fenster, sank darauf nieder und starrte in die Finsterniß hinaus. Wie hoffnungsreich und fröhlich hatte sie sich vor wenigen Stunden in diesem Zimmer geschmückt, und wie arm, wie entmuthigt kam sie jetzt wieder. „Talentlos wie ihre Mutter und häßlich wie ich,“ hörte sie eine Stimme sagen, der sie Alles unbedingt glaubte, und dann wieder: „die Grazien sind ausgeblieben, das größte Unglück für eine Frau.“ — Eine Bitterkeit, die sie nie zuvor empfunden hatte, stieg in ihr auf. Was hatte sie gethan, um dornherein emert, des Anspruchs auf Glück und Liebe verlustig zu sein?

Plötzlich trieb ihr ein freudiges Erschreden das Blut zum Herzen. Es war nicht so, sie war nicht enterbt! Nicht viel über vierundzwanzig Stunden wären vergangen, seit der wahrheitsliebende Mann der Welt ihr gestanden: „Du warst mein Ideal; häßlich und anmuthlos wie du bist, habe ich in dir die Verkörperung alles Liebenswerthen gesehen.“ Daß er es jetzt nicht mehr sah — Irrthum! Mißverständniß! Sie wollte ihm beweisen, daß ihr nichts verloren gegangen war, daß sie die Liebe von ehemals noch heute verdiente.

Warum sollte sie das! Sie liebte Ludwig ja nicht. Nein, nein, sie liebte ihn nicht! Nur als Geansaher zu des Vaters grausamen Ausspruch that ihr sein gestrautes Geständniß so wohl, und das ungeheure Schloßen ihres Herzens war nur eine Folge der Einbrüche, die seit einigen Stunden auf sie eingestürmt.

Hätte sie nur das Eine nicht erlebt; Dies Dastehen und nicht Herrin ihrer Glieder sein; dies Sprechenwollen und nicht können, wie sie's wollte; dies Anstarren all' der unachtsamen Augen, dies Empfinden der allgemeinen Gesingschätzung, „Talentlos wie ihre Mutter und häßlich wie ich,“ klang es ihr wieder im Ohre.

Sie wollte die quälenden Gedanken abschütteln, stand auf, zündete Licht an und sah einen Brief auf ihrem Tische liegen.

„Von Ludwig,“ dachte sie und sie hatte sich nicht getäuscht; seine großen, edigen Buchstaben saßen ihr von dem Couvert entgegen und bedeckten drei Seiten des ersten Briefbogens, der mehrere andere umschloß. Johanna setzte sich an den Tisch, zog das Licht heran und las:

„Lieber Johanna! Der einliegende Brief, den meine Mutter im Nachhinein deiner Mutter gefunden hat, befand sich in einem Päckchen, das mir die theure Geschiedene in ihrer letzten Krankheit schickte. Sie schrieb mir dazu, ich möge über den Brief nach bestem Ermessen verfügen; sie hätte sich nicht entschließen können, dir das Glück des Zusammenseins mit dem langentbehrten Vater zu stören.“

„Nun könnte ich sagen, daß mich bisher dieselbe Rücksicht gehindert hat, dir den Wunsch deiner sterbenden Mutter mitzutheilen; aber aufrichtig wie gegen mich selbst will ich auch gegen dich sein. Ich hielt den Brief zurück, weil ich glaubte, dich ohne ihn aus Verhältnissen losmachen zu können, die deiner unwürdig sind. Ich glaube, ein Wort von mir müßte genügen, dich in das Haus zurückzuführen, das so lange deine Heimath war; ich scheute mich wohl auch feig, und egoistisch, wie uns Herzenswünsche machen, neue Schranken zwischen dir, der Entelin der Dönninghausen und deinen alten Freunden aufzubauen.“

„Jetzt aber habe ich mich überzeugt, daß die alten Freunde den neuen, vererblichen Einbrüchen, die mich umringen, nicht erwachsen sind — so möge denn die Stimme aus dem Grabe zu dir reden.“

„Wenn du ihr folgen willst und du bedarfst meiner Feder oder meines persönlichen Beistandes, so verfüge über mich. Diesen Winter bleibe ich im Hause des Vaters, wo ich eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden gedenke.“

„Zweimal war ich im Laufe des heiligen Tages an deiner Thür, aber ich bin wieder umgekehrt. Was sollte uns ein Wiedersehen auf diesem Boden nützen? Der Freund, der mich bis jetzt hier zurückgehalten hat, fährt in einer Stunde mit mir. Lebe wohl und lasse bald von dir hören.“

L. W.

Wie Eislust wehte es Johanna aus diesen Zeilen entgegen. Es gehörte ein erfahrenes Herz dazu, aus erzwoonener Kälte die warme Empfindung heraus zu fühlen. Mit jödernder Hand griff sie nach dem Brief der Mutter. Was konnte sie, die immer Sanfte, Liebevoll, so Schmerz von der Tochter verlangen, daß sich die Pflegermutter

gescheut, es ihr zu sagen? — Aber nun erblickte Johanna die feinen Schriftzüge, deren Unsicherheit verrieth, wie todesmatt die Hand gewesen, die sie schrieb. Die rührende Gestalt der hinstorbenden Mutter lag vor ihr auf und mit wachsender Bewegung las sie die folgenden Blätter, in denen sie gleichsam den trankhaften beschleunigten Herzschlag, den fieberheißten Puls der armen Kranken föhlte.

„Lindenbad, den 19. August 1864. „Liebe Louise! Vor wenigen Stunden bist du von mir gegangen und nach wenigen Stunden wirst du, Treue, wieder kommen, um zu fragen, wie die Nacht vergangen ist. Ach Louise! sie fängt so qualvoll an mit erstickendem Herz klopfen und irrenden Gedanken, daß ich mich fast vor mir selbst zu dir flüchte, wie der Gläubige zum Gnadenbilde.“

„Wenn ich anfangs geneigt war, nur den Zufall zu preisen, der mich in der Gattin des hiesigen Badearztes die Pensionärsfreundin wiederfinden ließ, habe ich bald gelernt, die gültige Schicksal zu segnen, die mich dir zugeführt hat, du einzige Gute! Wie hast du mich in diesen Krankheits Tagen ermutigt und erquid, ohne dich wären sie trostlos gewesen.“

„Trostlos nach jeder Richtung, liebe Louise, denn zu sagen brauche ich dir es kaum, meine Seele leidet noch mehr als der hinstorbende Körper, weil in ihr kein Hinstorben, keine Todessehnsucht ist. Dürstend nach Glück und Liebe klammert sich die arme Seele an das Leben, die sehnsuchtsheißigen Blicke den Tagen zugewendet, die auf immer dahin sind.“

„Ob Roderich wohl Mitleid föhlte, wenn er wüßte, wie Alles in mir lebendig geblieben ist? Jedes Wort, das er gesagt, jeder Ton, in dem er gesprochen! Ach Louise, Ehre und Mähtäre könnten diese Worte, diese Träne aufbauen, und die glückselige Kreatur, für die sie es thaten, föhlte sich als Herrscherin, als Göttin — er machte sie dazu.“

„Dem ersten Moment an war ich ihm verfallen; ich war mit den Eltern in Berlin, er gastirte dort. Als „Tasso“ sah ich ihn zuerst und dann im Ballsaale bei dem französischen Gesandten. Er ließ sich mir vorstellen; zitternd stand ich da, und als er nur die Hand ausstreckte, war ich seine Sklavine für Lebenszeit. Von Wollen und Können war für mich nicht mehr die Rede, nur von Mühen, seligem Mühen. Alles gab ich auf um seinetwillen: Vaterhaus, Eltern, Brüder, Familie, Rang und Reichthum. Er war noch Anfänger in seiner Kunst; meine Begeisterung, meine Hingebung schmeichelten ihm, mein Verhältniß befueuerte seinen Genius, meine Schönheit berauschte seine Sinne. Ja, es hat Jahre gegeben, in denen er glücklich war durch mich, in denen ich sein Herz, seine Phantasie erfüllte . . .“

„Daß man doch zu seiner Qual immer es vergißt!“

„Im ersten Jahre unserer Ehe wurde Johanna geboren. Ich hatte ihre Geburt den Eltern angezeigt und hoffte — von der Mutter wenigstens — auf ein freundliches Wort. Statt dessen brachte die Zeitung die Nachricht ihres Todes. Zwei Jahre später schenkte mir der Himmel einen Sohn, aber er lebte nur wenige Stunden, und monatelang war mein Leben in Gefahr und jahrelang blieb ich an das Krankenzimmer gefesselt. Das war der Anfang meines Unglücks! Roderich war noch so jung; mit dreiundzwanzig Jahren hatte er mich geheiratet; er brauchte Bewegung und Heiterkeit als Gegengewicht für sein anstrengendes Studiren. Wie oft, wenn er von einem neuen Erfolge durchglüht in mein Krankenzimmer kam, mir Antheil an seiner Freude zu geben, wurde er vom Arzt oder der Wärterin um Ruhe für mich gebeten. Auf den Begeh sollte er geben, mit halber Stimme sprechen, im Halbdunkel sitzen — das ertrag er nicht! — er ging und ich blieb allein — immer länger, immer selbstverständlicher.“

„Den 22. August. „Ich konnte nicht weiter schreiben, der Herzkrampf warf mich für ein paar Tage nieder, in denen du liebe Louise, wie bisher meine beste Hilfe gewesen bist. Mögen diese Zeilen dir noch dafür danken, wenn mein Mund es nicht mehr kann.“

„Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht, und mit welcher Verzweiflung ich dies ausdente, können Worte nicht sagen. Verhewinnen — vergessen sein — Anderen lassen, „was mein einst war!“

„Aber ich wollte ja nicht mehr von mir selber sprechen. Meine letzten Sorgen und Wünsche müssen der armen Johanna gehören, die sobald verwaist sein wird. Louise, wenn es möglich, nimm dich des Kindes an. Ich werde Roderich in diesen Tagen schreiben, ihn bitten, Johanna hier in der Nähe in Pension zu schicken. Dann gib du ihr in deinem Hause die Herzensheimath, die sie durch meinen Tod ver-

liert. Ihr Vater kennt sie kaum und wird sie kaum vermessen; sie ihn ebenso wenig. Dagegen hat sie sich dir und deinen Kindern herzlich angeschlossen und in deinem Hause fände sie die reime Herzenslust, die ihr das Vaterhaus nicht bieten kann. Laß mich das Letzte sagen, so schwer es ist: Der Gedanke, mein Kind den Händen jener Frau überlassen zu müssen, die mir Roderich's Liebe geraubt hat, vergiftet meine letzten Stunden und wird mir im Grabe keine Ruhe lassen. Johanna darf diese Frau nicht lieben, ihr nicht dankbar sein, ihr nichts zu verbanken haben. Nicht wahr, du verstehst dies Gefühl, auch wenn du es nicht billigst?“

„Später.“

„Wieder böse Tage und Nächte — wie viele weiß ich nicht — und in aller Todesangst auch noch die Sorge um Johanna's Zukunft. Kannst du dich ihrer nicht annehmen, wie ich es von dir erbat, so soll sie — ich beschwöre sie darum — bei den Meinigen Zuflucht suchen. Sie kann es und wird freundliche Aufnahme finden. Vor drei Jahren, als die Leidenschaft Roderich's für jene Schauspielerin so viel Aufsehen machte, schrieb mir mein Vater und forderte mich auf, mit meinem Kinde zu ihm zu kommen. Seine einzige Bedingung war die gerichtliche Scheidung von Roderich und das Aufgeben des ihm verhassten Namens. Dazu konnte ich mich nicht entschließen; aber noch zweimal habe ich seitdem, als meine beiden Brüder starben, an den nun völlig vereinsamten Vater geschrieben und jedesmal hat er geantwortet, jedesmal das selbe Anerbieten wiederholt, und sicherlich wird er das verwaiste Kind freundlich aufnehmen.“

„Verlasse mich recht, liebe Louise: Dein Haus ist mir das wünschenswertheste für Johanna. In deinem Familienkreise würde ihre Jugend heiterer, e i n f a c h e r verfließen. Nur wenn du nicht wünnst, wie ich bitte, weise sie an meinen Vater, den Freiherrn Johann von Dönninghausen auf Dönninghausen an Harz; oder schreibe du ihm und lege ihm mein Kind an das Großvaterherz.“

„Der Morgen graut. Vielleicht kann ich, wenn die Nachtpensler verflattern, noch etwas Schlaf finden . . . sterben, schlafen —“

„Nichts weiter — und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, Die unfres Fleisches Erbtheil —'s ist ein Ziel, Auf's Innigste zu wünschen . . .“

„Hast Du das je von Roderich sprechen hören? — mir klingt es im Ohre, als ob ich's eben gehört hätte. Ich muß es wieder von ihm hören. Nein, nein — ich kann nicht sterben . . .“

„Hier war der Brief zu Ende. Plötzlich und schmerzlos war der Tod gekommen. Johanna erinnerte sich, mit welchem Friedenslächeln auf dem schönen Gesicht die Mutter im Sarge gelegen hatte. Neht küßte sie die letzten Reiten der Geschiedenen und eine tiefe Zärtlichkeit wallte in ihr auf.“

Ueberhaupt war der Eindruck des Briefes ein anderer, als Ludwig erwartet zu haben schien. Keinen Augenblick föhlte sich Johanna in ihrer Liebe zum Vater erschüttert; im Gegentheil, der leidenschaftliche Schmerz functionirte gleichsam, was sein Kind für ihn empfand. In Eifersuchtsqualen und Todesmüdigkeit wendete sich die Mutter in Sehnsucht zu ihm, immer noch zu ihm, und ihre letzten Worte waren ein Schrei des Verlangens, ihn wiederzusehen.

„Das ist Liebe,“ sagte Johanna zu sich selbst; „die einzige echte, von der geschrieben steht: Sie verdrät Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles — die Liebe hört nimmer auf . . .“ Wer wie Ludwig sagen kann: ich habe dich geliebt, so lange du in der und der Richtung, auf dem und dem Wege gegangen bist, hat nie geliebt.“

Auch das Verlangen der Mutter, daß sie zum Großvater gehen sollte, beachtliche Johanna nicht. Ausdrücklich hieß es in dem Briefe: „Ihr Vater kennt sie kaum und wird sie kaum vermessen.“ Nun er sie kannte, sie liebgekommen hatte, würde die Verklärung — davon war Johanna überzeugt — die Trennung nicht mehr begehren. Nur wenn sie dem Vater jemals zur Last werden sollte, oder wenn ihre Talentlosigkeit ihn gegen sie erklärte, oder wenn die Abneigung der Stiefmutter zu Mißbilligkeiten föhrte, konnte ihr Fortgehen zur Pflicht werden.

Aber das waren Grübeleien, denen sie nicht weiter nachhängen wollte. Wenn die Stiefmutter sie nicht liebte, so entschädigte sie dafür die Zuneigung des Vaters und die Unabhängigkeit des Schweserthens. Dies kleine, liebe Wesen, das, ehe sie herkam, den größten Theil des Tages in der Gestandstube zugebracht hatte, in ihre Nähe zu ziehen, — ihr gesunde Herzens- und Gei-

tesnahrung zu geben und so die ganz auf Meufertliches gerichtete Erziehung der Mutter zu ergänzen, das war eine Aufgabe, in der Johanna Befriedigung finden mußte — und wenn sie es that, wenn ihre Wünsche nicht mehr in andere Regionen abschweiften, konnte sie auch für Ludwig wieder sein, was sie ihm früher gewesen.

Sie sah mit aufgeschügtem Arme und starrte in's Licht. Der kleine Baderort im Thüringer Walde, der ihr so lange eine Heimath gewesen war, trat ihr vor die Augen: da war das grünumrannte Doktorhaus, in dem Ludwig als des Vaters Nachfolger wohnen würde; der Garten mit seinen Zwergbäumen, Gemüseländern und Blumenrabatten; die Fliederlaube am Baum mit der Aussicht auf die Kastanienallee, in der die Badegäste lustwandelten; das Flüsschen mit seinen Wiesenusern und die dahinter aufsteigenden walbigen Höhen — ein anmuthiger Rahmen für ein stilles liebevolles Leben.

„Aber mir wär's kein Leben!“ sagte Johanna zu sich selbst. „Warum wohl nicht? warum kann ich mich nicht mit dem begnügen, was Taufende bealüdt? warum ist mir dies Verlangen, für irgend Etwas — ich weiß nicht, was es ist — eine Form, einen Ausdruck zu finden? Ob das nicht Eitelkeit ist, oder Ehrgeiz, oder Selbstüberschätzung?“

„Wehr als je kam ihr zum Bewußtsein, wie einsam sie durch den Tod ihrer Pflegemutter geworden war. Bei ihr hätte sie in allen Zweifeln Zuflucht gefunden, während ihr Gatte — Onkel Werner nannte ihn Johanna — nur für das föpliche Wohl der Seinen sorgte. Auch von Mathilde, Ludwig's Schwester, einer kalten, beschränkten Natur, durfte sie kein Verständniß erwarten; selbst Ludwig, so feinfühlernd er war, hätte sie nicht beariffen. Aber ihr Vater . . . vielleicht hatte auch er solche Zeiten des Unbetheilens gefannt und war bereit, ihr zu helfen.“

„Ich will mir ein Herz fassen, will ihm Alles vertrauen, gleich morgen!“ sagte sie zu sich selbst, indem sie sich erhob, und schon durch diesen Entschluß beruhigt, legte sie sich nieder und schlief.

Drittes Kapitel.

Johanna sollte ihr Vorhaben nicht zur Ausführung bringen. Am folgenden Morgen hatte sie lange zu ordnen und wegzuräumen, um die Spuren der Gesellschaft zu vertilgen; inzwischen war der Vater ausgegangen, und als er zurückkam, eilte er mit so finsterner Miene an ihr vorüber, daß sie nicht wagte, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Bei Tische sprach er sich über den Grund seiner Mißstimmung aus. Er hatte sich mit dem Direktor überworfen, weil dieser nicht davon abgehen wollte, einige der jugendlichen Rollen Selene's auf ihre Nebendüchlerin, die Kronberg, zu übertragen.

„Ich kann natürlich von der einmal gestellten Forderung nicht abgehen,“ fügte Roderich hinzu, „dann meinen Contract nicht erneuern, so künftig die Bedingungen sind, die mir geboten werden.“

„Die findest du überall eben so günstig und besser,“ sagte Helene.

„Aber nicht den Boden, den ich mir hierbei bereitet habe,“ fiel Roderich ein; „nicht das verständnißvolle Publikum und das schöne Ensemble, das jede Darstellung zu einem Kunstwert macht.“

„Das ist doch nicht deine Sache!“ rief Helene. „Jeder für sich und Gott für uns Alle . . . Und was das Publikum betrifft, so kann ich durchaus nicht finden, daß es besonders feines Verständniß hat. Ueberall bei meinen Gastspielen hast du mehr Applaus als hier . . . und ich auch.“

„Applaus!“ wiederholte er mit unelene, es giebt eine Art von Applaus, die mir die Schamröthe in's Gesicht treibt . . . Du von deinem Virtuosenstandpunkt aus wirst das freilich nicht verstehen.“

Wie gerne hätte Johanna gesagt, daß sie ihn zu verstehen glaube; aber während sie mit ihrer Schüchternheit kämpfte, rief Helene gereizt: „Wenn du so von mir denkst, sprich es wenigstens nicht vor Anderen aus . . . solche Rücksichtslosigkeit ertrage ich nicht.“

Roderich wechselte die Farbe.

„Mir Rücksichtslosigkeit vorzumerken ist dem Moment, in welchem ich mein ganzes Leben nur aus Rücksicht für dich umgestalte, ist stark!“ rief er hervor, sprang auf, eilte hinaus und schlug trachend die Thür hinter sich zu.

Lisbeth brach erschrocken in Thränen aus; die beiden Anderen starrten ihm nach. Niemand hatte er sich in seiner Festigkeit so weit gehen lassen.

„Er muß krank sein,“ sagte Johanna.

„Anfinn! . . . überlaunig ist er,“ antwortete Helene, „und ehe er nicht um Verzeihung gebeten hat, soll er kein gutes Wort von mir hören.“

Johanna behielt Recht; nach einer halben Stunde brachte Friedrich den

Bescheid, der Herr hätte einen Anfall seiner Migräne und wäre für Niemanden zu sprechen.

An solchen Tagen lag es wie ein Bann auf dem ganzen Hause; Jeder dämpfte seine Stimme, ging so leise als möglich und der Diener unwiderte die Vorfaalkingel.

Diesmal wurde der Schmerz, wie Johanna von Friedrich hörte, nicht so betäubend als sonst, verging aber auch nicht nach vierundzwanzig Stunden. Als Roderich am zweiten Tage dem Unwohlsein Trotz bieten wollte und nach der Probe ging, kam er fränker zurück. Am dritten Tage trat Fieber ein, und der Arzt befahl ihm, sich niederzulegen.

Helene hatte die Tischscene noch nicht beziffert.

„Es ist doch nicht schlimm, Doktorchen?“ fragte sie, als sie den Hausarzt hinausbegleitete. „Ich bin eben dabei, ein köstliches Desdemonacontium zusammenzustellen. Nächste Woche soll „Othello“ herauskommen . . . bis dahin müssen Sie ihn gesund schaffen.“

„Wollen das Beste hoffen,“ antwortete der alte Herr, indem er sich empfahl. Johanna, die eben durch das Vorzimmer ging, erschrad; sie wußte von Doktor Werner her, was diese Worte im Munde des Arztes bedeuteten. Während Helene sorglos zu ihrem Costüm zurückkehrte, wartete Johanna mit klopfendem Herzen an des Vaters Thür, bis der Diener heraustrat.

„Bitte, Friedrich, fragen Sie Papa, ob ich zu ihm kommen darf,“ fragte sie. Der Kranke hatte sie gehört.

„Komm' nur!“ rief er; „wie dumpf klang die sonst so metallreiche Stimme — und noch mehr war das Gesicht verändert: von erdfahler Farbe, alle Linien schärfer geworden, die umflorten Augen von tiefen Schatten umrandert, lag er in den Kissen.“

Johanna trat zu ihm, indem sie mühsam ihre Bewegung niederkämpfte.

„Papa,“ bat sie, „laß mich bei dir bleiben. Du hast zwar keinen Friedrich, aber ich weiß besser, was ein Kranter braucht.“

Eine Weile starrte er sie an, als ob er ihre Worte nicht verstanden hätte.

„Ja, bleibe bei mir,“ sagte er dann; „ich glaube, daß ich sehr trant bin, und du bist ruhiger, umsichtiger, stärker . . .“

„Er vollendete nicht, aber sie verstand, was er meinte.“

„Ich danke dir!“ sagte sie und küßte seine brennende Hand.

Er zog die Tochter näher heran.

„Mein gutes Kind!“ flüsterete er und seine fieberheißten Lippen berührten ihre Stirn. Wenn sie geahnt hätte, daß es ein Abschiedskuß war!

Die Kranktheit machte reizende Fortschritte; am folgenden Morgen erklärte sie der Arzt für ein Nervenfieber. Mit Johanna's stillem, umsichtigen Walten war er zufrieden, Helene dagegen, die ihre Aufregung nicht be-messern konnte, hat er dringend um ihres Kindes willen die eigene zarte Gesundheit zu schonen, das heißt, dem Krankenzimmer so viel als möglich fern zu bleiben, und seufzend fügte diese sich.

Den Kranken hätte sie übrigens schon nach wenigen Tagen nicht mehr geistert; er war unempfindlich für Alles, was um ihn geschah, kannte seine Angehörigen nicht und lag beinahe regungslos in dumpfer Betäubung.

Die ganze Stadt nahm Theil an Ergehen des Künstlers. Beim Portier mußten Bulletin's ausgelegt werden, um den zahllosen Erlundigungen zu genügen. Aber auch von näheren Bekannten wurde das Haus nicht leer. Roderich war seinen Collegen ein guter Kamerad gewesen, und jetzt, nun der Reiz auf seine Erfolge verflümmte, erinnernten sich Alle daran, lächelten ihm ihre Zuneigung, ihre Dankbarkeit beweisen mögen, und da sie nichts für ihn thun konnten, ließen sie wenigstens nicht nach, sich immer wieder nach ihm zu erkundigen.

Helene fand eine Art Trost in diesem Verkehr; sie gehörte zu den Naturen, die zu zerstreuen sind Nachdem sie unter strömenden Thränen vom dem Zustande des Kranken Bericht erstattet hatte, ließ sie sich die neuesten Theaterintrigen erzählen und konnte in dem Interesse, das sie daran nahm, ihr Glend auf Augenblicke vergeßen. Freilich kam, sobald sie wieder allein war, das Gefühl desselben mit doppelter Gewalt über sie, wenn sie eben noch mit ihrem Besuch über einen Miß, eine Theateranekdote gelacht hatte, fand Johanna sie in der erbarmungswürdigsten Fassungslosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ehrgeiziger Dieb.

Nichter (zu einem alten Einbrecher): „Ach freue mich schon, daß Sie Ihr idyllisches Gewerbe aufgegeben, und nun haben Sie sich wieder an einem Tischhahl betheilt!“

Dieb: „Ach, Herr Nichter, das war ein so schmerzlicher Fall, daß sie eine Capacität dazu beizugehen mußten!“